

[Geschichten aus dem Erzählcafé II]

Die neun Leben der Eva Evers

Eine Geschichte, in der fünf Männer Theodor heißen



Inhaltsverzeichnis



Zu dieser Ausgabe	3
Die neun Leben der Eva Evers	4
Ihre Hochwohlgeborene	5
Verstrahlt	6
Unter Humangenetikern	7
Bei Onkel und Tante	8
Gestrandet	12
Ein viereckiger Felsen	13
Wirtschaftsloch	15
Entführt	15
Das normale Leben	17
Mittelamerikanische	17
Rallyemeisterin	17
Im Ruhesitz	18
Impressum	19

1960 auf dem Edersee

Zu dieser Ausgabe

Sonntags trägt Eva ein buntes Kleid mit großem Muster oder einen edlen Kaftan. Kleidung aus einer Zeit, in der ich selbst ein Kind war.

Der Kaftan lässt etwas von der Zeit ahnen, die Eva in diesem Heft beschreibt. Wie gern wäre ich dabei gewesen. Wie gern hätte ich das Mädchen

mit der großen weißen Schleife im Kindergottesdienst gehabt. Wie gern wäre ich mit ihr und Ernst Jünger spazieren gegangen oder als ihr Kopilot bei den Mittelamerika-Meisterschaften mitgefahren. Aber ich habe ja wenigstens ihre Geschichten, von denen ich schon manche freudestrahlend weitererzählt habe.

Lesen Sie dieses Heft und tun sie's auch! – Danke, Eva, für diese besonderen Geschichten! Und danke, Katrin, fürs Zuhören, Aufschreiben und Gestalten.

Pfarrer Markus Böttcher

Auf meinen Reisen in die deutschsprachigen Gemeinden Lateinamerikas treffe ich viele faszinierende Persönlichkeiten: Menschen, die das Ver-

traute hinter sich gelassen haben und in eine andere Welt aufgebrochen sind. Die Gründe für den Neubeginn sind höchst unterschiedlich. Wer wie Eva Evers erzählen kann, lässt in der eigenen Lebensgeschichte die Geschichte Guatemalas und Deutschlands lebendig werden. Und



Briefe aus Guatemala von den Großeltern

wer zuhören kann wie Katrin Neuhaus, dem gelingt es, diese Sprachbilder einzufangen und damit auch anderen Zugang zu den Schätzen der Erinnerung zu eröffnen. Ich kann die Lektüre dieser neuen Frucht des Erzählcafés in Guatemala allen wärmstens empfehlen!

Friederike Deeg, Lateinamerikareferentin der EKD

Unsere Gemeinde ist reich. Reich an unglaublichen Geschichten. Einige sagen: Darüber kann ich nicht sprechen - zum Glück tun sie es dann doch. Mit meinen 63 Jahren fühle ich mich beim Zuhören richtig jung. Die Geschichten gehen weiter, werden jetzt erst erlebt und dann wieder erzählt.

„Ich lobe meinen Gott, der mir mein Schweigen bricht, damit ich rede. Halleluja!“

Hartmut Schostak, Gemeindepräsident



„Ein Name wie ein Filmstar!“, sagte Ernst Jünger, als er nach meiner Geburt, am Heiligabend 1937, zum ersten Mal bei uns zu Hause war. Der Schriftsteller war ein Jugendfreund meiner Mutter gewesen. Anfang der 1920er Jahre, als meine Mutter noch in Hannover lebte und noch nicht verheiratet war, kam er oft ins Haus meiner Großeltern. Sie gingen dann im Park spazieren, vorne die Großeltern, dahinter meine Mutter und Ernst Jünger. Manchmal blieb er plötzlich stehen und versteckte sich hinter einem Busch, nur um dann plötzlich hervorzuspringen und wild zu schreien. „Pöbel! Pack!“, riefen dann die erschreckten Bürger, die hinter ihnen spazierten. Aus Ernst Jünger und meiner Mutter wurde nichts, aber der Familie blieb er immer verbunden.

Meine Mutter lernte Porzellanmalerei und heiratete einen Arzt, Wilhelm. Ihr Vater, Theodor Engelhardt, hatte eine Kaffeeplantage in Guatemala besessen. Aber dazu später.

Ich war das dritte und letzte Kind meiner Eltern. Nach Wolfhart und Jürgen nun also ein Mädchen! Meine Mutter Eva gab mir, beim väterlichen Familiennamen Evers, ihren Vornamen - Eva.

Mein Vater hatte schon im Ersten Weltkrieg gekämpft. Bevor er im zweiten Weltkrieg an die Front ging, betrieb er bereits eine Arztpraxis in

Vöhl am Edersee. Als ich klein war, mussten wir manchmal mit der ganzen Klasse in seine Praxis, um uns impfen zu lassen. Später verlegte er sie in unser Haus. Er war Vorsitzender des deutschen Ärzteverbands Hartmannbund - und sehr streng. Die Sommerferien verbrachte ich mit meinem Bruder Jürgen öfter bei der ersten Frau meines Vaters. Sie hatten sich getrennt, weil sie keine Kinder bekommen konnte. Sie bewohnte mit ihren beiden Schwestern ein Haus direkt hinter dem Deich in der Nähe von Hamburg. Am Deichgraben jagten wir jeden Morgen diese ekligen, pelzigen Wollhandkrabben.

Mein Vater, der 1885 geboren wurde, war schon etwas älter, als klar wurde, dass seine Söhne andere Karrieren einschlagen würden. Der eine wurde Gartenbauarchitekt, der andere Fahrlehrer. Wer sollte die Praxis übernehmen? Ich? „Eva!“ sagte er. „Es ist schön, dass du Medizin studieren willst. Aber das Studium ist lang und ich befürchte, dass ich es nicht erleben werde, wenn du fertig bist. Auf jeden Fall werde ich die Praxis vorher aufgeben müssen.“



Mit der ersten Frau meines Vaters und meinem Bruder Jürgen am Hamburger Zoo

IHRE HOCHWOHLGEBORENE

An der Uni Marburg konnte man nicht nur Medizin studieren, sondern auch Medizinisch-Technische Assistenz. Das war damals ein vierjähriges Studium und endete mit dem Staatsexamen. Da es aber nicht genügend Praktikumsplätze gab, machte ich zunächst einen Abschluss an der Höheren Handelsschule in Korbach und ging dann erst nach Marburg.

Marburg ist eine der ältesten Universitäten Deutschlands. Bei den Stiftsfesten war die ganze Stadt geflaggt. Da mein Vater während seines Studiums in München in einer Burschenschaft gewesen war, wurde ich, als Tochter eines Ehemaligen zu diesen Bällen eingeladen. Auf den Einladungen stand: „I.H. Eva Evers“ - Ihre Hochwohlgeborene!

In Marburg hatte bis vor kurzem der berühmte Alfred Benninghoff gelehrt. Sein Buch über Anatomie war damals (und ist wohl immer noch) das Standardwerk. Die Anatomievorlesungen fanden bei seinem Nachfolger, Prof. Wendt, statt. Ich weiß noch, wie wir im Halbrund des alten Vorlesungssaals saßen, durch die riesigen hohen Fenster trat das Licht von einer Seite ein. Einmal geschah es, dass der Professor die Arme auf Schulterhöhe hob. Er lief herum, wackelte mit den Händen und rief: „Ich bin der Uterus. Ich bin der Uterus.“ Wir lachten, weil er wirklich die Form eines Uterus hatte. Dann wandte er sich an die Frauen unter uns. „Haben Sie aufgepasst, meine Damen? Was ist das beste biologische Alter, um Kinder zu bekommen?“ „Zwischen 18 und 24!“, rief jemand. „Genau“, antwortete er. „Und dann frage ich Sie, meine Damen: Was machen Sie eigentlich hier in der

Vorlesung? Gehen Sie ihrer naturgegebenen Verpflichtung nach und bekommen Sie Kinder!“ Das war Mitte der fünfziger Jahre.

Trotz dieser Äußerungen heuerte mich Prof. Wendt zwei Jahre später, noch vor meinem Staatsexamen, als Assistentin für sein neues Institut an.

VERSTRAHLT

Doch bevor ich die Stelle antreten konnte, wurde ich verstrahlt. Wir arbeiteten an einem neuen Prozess zur Krebsbehandlung: Die Bestrahlung mit der Kobalt-Kanone. An vier deutschen Krankenhäusern wurden Krebspatienten schon damit behandelt. Als medizinisch-technische Assistenten mussten wir natürlich wissen, wie die neue Technik funktionierte: Man ging ins Labor, richtete den Strahl der Kobaltkanone punktgenau auf das Krebsgeschwür aus und verließ es wieder. An einem Steuerpult im Nachbarraum, hinter einer dicken Schutzwand, startete man die Bestrahlung. Das Unglück passierte am Tag des Exams. Die Bestrahlung meines Patienten hatte gut geklappt, ich saß noch im Labor und schrieb das Protokoll. Die Kommilitonin, die nach mir dran war, schaltete versehentlich die Kobalt-Kanone ein. Da sie noch nicht auf einen Patienten einge-

stellt war, streuten die Strahlen im Behandlungsraum. Als der Prüfer an dem Labor vorbeiging, sah er durch das Bleifenster mich am Tisch sitzen und hinter mir den angeschalteten Apparat. Alles musste sofort stoppen. Ich war starker Strahlung ausgesetzt gewesen. Der Professor war sehr besorgt und beurlaubte mich ein halbes Jahr. Ich nutzte die Zeit, um mich auf das Staatsexamen vorzubereiten. Das war Ende 1957.

Aus Guatemala kam ein Brief von Onkel Theo,

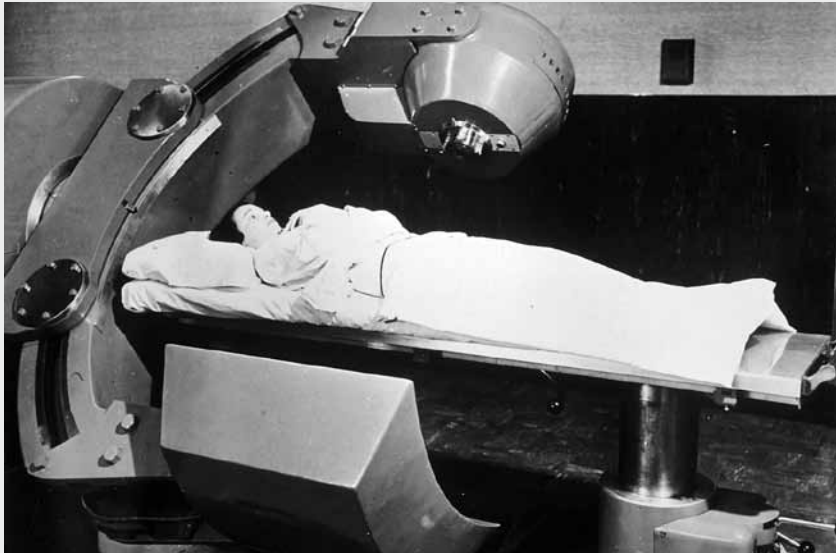
dem Bruder meiner Mutter. Er schrieb: „Komm her, hier ist die Luft noch rein!“

Doch ich machte erst mein Staatsexamen und trat die Assistenzstelle bei Professor Wendt an.

UNTER HUMANGENETIKERN

Georg Gerhard Wendt war inzwischen Direktor des neu eingerichteten Instituts für Humangenetik geworden. Ich arbeitete in einem Zweijahresprojekt mit, das die Vererbbarkeit von

Veitstanz, Chorea Huntington, erforschte. Wendt hatte Geld von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bekommen, um Archive in Irrenanstalten zu sichten. Zwei Ärzte und eine Medizinisch-Technische Assistentin, das war ich, zogen von Nervenheilanstalt zu Nervenheilanstalt und untersuchten die Archive nach Fällen, die auf nicht erkannte Chorea Huntington schließen ließen. Wir lasen die tollsten Krankengeschichten und mussten uralte Fälle rückdiagnostizieren.



Behandlungsplatz zur Bestrahlung Ende der 50er Jahre